

Illustrierte Beilage

zur „Freien Presse“

Nr. 26.

Dienstag, den 25. Dezember 1923.

1. Jahrgang.

Bobs Weihnachtschwur.

Christnacht am Kap Horn. — Von Luise Faabel.

Ewig rollt die turmhohe, wütende Brandung am Kap Horn nach Osten. Brausende Stürme, vom Westen herkommend, fegen unaufhörlich über sie hin. Zwischen heimtückischen Eisbergen u. zornigen Wellen, zwischen Hagelschauern, die bis auf die Knochen dringen, und furchtbaren Windstößen kann man dort nicht viel von dem „Frieden auf Erden“ verspüren. Und doch — Einstmals fuhr ich mit einem Kameraden, der die segensreichste Weihnachten seines Lebens am Kap Horn gefeiert hat.

Es war auf der „Santa Maria“, einem tiefgehenden Schnellsegler, aber auch zugleich Viermaster. Viermaster können nämlich bei hoher See zuweilen recht unangenehm werden. Das beste Seeschiff wird am Kap Horn untertauchen, Viermaster dagegen bleiben die ganze Zeit über unter Wasser. Manchmal versumpfen sie auch ganz und gar und werden später von der Flut nach dem Süden getrieben, wo sie dann im Eise stecken bleiben.

Nun gibt es eine ganze Anzahl Matrosen, die den Viermastern aufs Haar gleichen. Sie bleiben gewöhnlich zu lange „fern von der Heimat“. Sobald sie ans Land kommen, stürzen sie alle Seeleute hinein ins Leben, aber die der Heimat Entfremdeten versumpfen gewöhnlich in der Lebensbrandung. Einer meiner Schiffskameraden auf der „Santa Maria“ gehörte auch zu diesen Heimatabgewandten. Trotzdem besaß Bob noch Angehörige, die seinem Herzen nahestanden. Mehr als einmal war er mit dem festen Entschluß um die Welt gefegelt, daß dieses seine letzte Reise sein sollte. Aber jedesmal, wenn am

Ende der Fahrt der Zahltag kam, wurden alle die guten Entschlüsse wieder zu Wasser. Jetzt verbarg Bob seine stille Verzweiflung über seine Willensschwäche unter der grimmigen Außen- seite des Menschenhassers.

Das Meer ging hoch, als wir uns an diesem Weihnachtsabend hinunter begaben. Es graupelte und hagelte stoßweise, der Sturm hatte unsere Segel bis auf die untersten gestellt. Kaum waren wir eingeschlafen, als die Alarml Glocke erklang. Ehe das Signal „Alle Mann an Bord“ gegeben war, saßen Bob und ich schon auf unseren Betten und zogen die Wasserstiefel an.

„Was ist los?“ brummte mein Kamerad. Gleich darauf erhielt er die Antwort von dem Schiffsjungen, der eilig hereingestürzt kam. „Aufstehen, aufstehen, ihr Schläfer! Eisberge an der See- seite! Steht auf, steht auf!“

Die Deckwache war gerade dabei, das Socksegel einzuziehen, um das Schiff vor den Wind zu bringen. Bob wurde beauftragt, das Segel aufzurollen. Wir übrigen gingen an die Brassens und zogen sie nach dem Steuerbord. Langsam erhob sich die „Santa Maria“, um ihrem Feind die Stirn zu bieten. Aber ehe sie ihren Bug der Brandung entgegenstemmen konnte, brach diese über das ganze

Schiff hinweg. Bob kam gerade vom Sockmast auf uns zu, als sich eine Welle über die Brüstung herüber auf uns werfen wollte. Wir liefen noch rechtzeitig auseinander, die Welle traf daher nur Bob. Er sprang in die Höhe und streckte seinen Arm durch die herabhängenden Riemen des Socksegels. Doch



O du fröhliche,
O du selige
Gnadenbringende
Weihnachtszeit.
Welt ging verloren,
Christ ward geboren
Freue, freue dich
O Christenheit!

Schiff hinweg. Bob kam gerade vom Sockmast auf uns zu, als sich eine Welle über die Brüstung herüber auf uns werfen wollte. Wir liefen noch rechtzeitig auseinander, die Welle traf daher nur Bob. Er sprang in die Höhe und streckte seinen Arm durch die herabhängenden Riemen des Socksegels. Doch



Weihnacht.

In hohen Himmelsfernen,
 Wo lauter Friede wohnt,
 Wo auf den goldnen Sternen
 Die Liebe Gottes thront,
 Sich tausend Lichter zeigen
 Und Engel Gottes steigen
 Herab in reicher Pracht
 Zur heil'gen Nacht.

Ein seliges Frohlocken
 Erschallt vom Himmelszelt
 Und frohe Kirchenglocken
 Verkünden es der Welt:
 Die Menschheit war verloren,
 Der Heiland ist geboren
 Und hat sie gut gemacht
 In heil'ger Nacht.

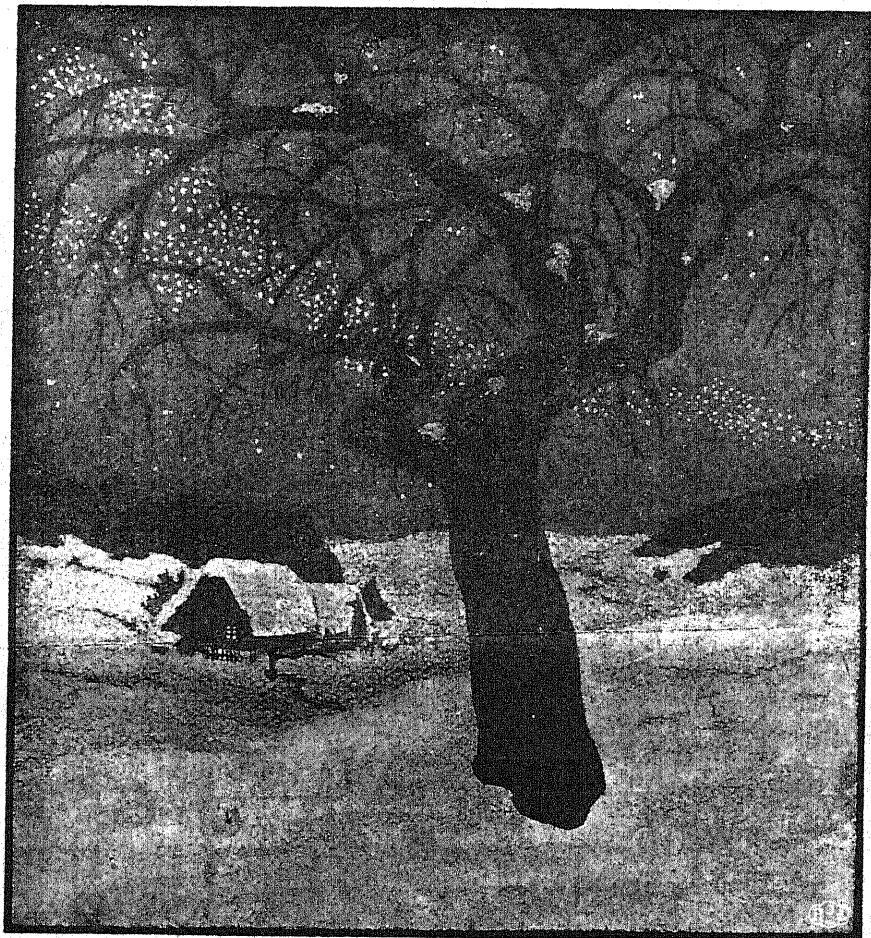
Auf Bethlehems Gefilde
 Kam einst das Himmelskind,
 Ward uns zum Ebenbilde,
 Wie andre Menschen sind
 Und schenkte reichen Frieden
 Der Sünderwelt hinieden,
 Daß uns der Himmel lacht
 Seit heil'ger Nacht!

Freu dich, du arme Seele,
 Weil dich dein Jesus liebt,
 Dein Leben ihm befehle
 Und was dich sonst betrübt!
 Er ist zu deiner Freude
 Dir neugeboren heute
 Und hat dir Trost gebracht
 In heil'ger Nacht.

Ph. Kreuz, Pastor.

Diese waren mürbe, brachen, Bob fiel und verschwand sofort in dem schäumenden Wasser. Dieses lief nach der Seeseite ab, einen dunklen Gegenstand nach sich führend. Der Kapitän warf einen Rettungsgürtel aus. „Armer Bob,“ sagte ein jeder für sich. Mehr konnten wir nicht für ihn tun. Er war verwundet.

Endlich hatten wir die „Santa Maria“ wieder in Ordnung gebracht. Noch eine Stunde Ruhezeit blieb uns, nicht lange genug, um nochmals in unsere Kojen hineinzukriechen. Wir zündeten daher unsere Pfeifen an, setzten uns auf unsere Kisten und sprachen von Bob. Bill, Bobs intimster Freund, ging an dessen Kiste und stöberte in dem Nachlaß herum. „Wenn man bedenkt, daß ein alter mürber Riemen einen armen Burschen über Bord senden kann, sollte man wirklich den Verstand verlieren,“ grübelte er, „und noch dazu am Weihnachtsabend! Hört, Jungens, wenn wir dieses Zeug versteigern, so müssen wir uns den hinterbliebenen gegenüber anständig zeigen.“ Es muß hier hinzugefügt werden, daß, wenn ein Seemann auf dem Meere stirbt, sein Nachlaß von den Kameraden unter sich versteigert wird. Diese Sitte erfüllt einen doppelten Zweck. Zunächst ist es leichter, eine Geldsumme um die Erde zu senden als die sichere Ankunft einer alten hölzernen Kiste zu garantieren. Geld ist den jeweiligen Erben auch stets willkommener, als gebrauchte Kleidungsstücke. Ferner geben diese Versteigerungen auf dem Meere den Kameraden die Gelegenheit, durch ein möglichst hohes Bieten dem Verstorbenen noch eine letzte Ehre zu erweisen. Jeder wollte daher dazu beitragen, damit den Erben des armen Bob eine nette Summe ausgehändigt werden konnte. Der erste Steuermann gab die Erlaubnis, daß die Auktion sofort abgehalten werden sollte, und kam mit Papier und Bleistift nach dem Vorderdeck, um die Gebote zu notieren.



In der Christnacht.

„Hierher, hierher, Jungens! haltet euer Geld parat! Die größte Kap Horn-Auktion wird sofort beginnen!“ rief er mit lauter Stimme, „zuerst ein wertvolles Strohkissen. Bedenkt, was schon Shakespeare sagte: „Schwer ruht der Kopf, der keine Kissen hat.“ Was soll ich sagen: Zwei Dollars, drei, vier, fünf, sechs, Kap Horn-Preise, meine Herren, zehn! Seid ihr fertig? Tom, du kannst es für zehn Dollars haben.“

Nächster Gegenstand: Ein schöner, leinerner Stehkragen. Der arme Bob hat ihn nur einmal in Liverpool getragen. Er kann für die Kleinigkeit von 5 Cent vollständig rein gewaschen werden. Der einzige Artikel seiner Art, der jemals am Kap Horn versteigert wurde. Wer bietet? Einen Dollar, zwei, drei, drei Dollars fünfzig Cent, vier! Habt ihr alle geboten? Verkauft an Dick für vier Dollars. Warte einen Augenblick, Dick, hinten im Kragen sitzt noch ein Knopf, für den mußt du extra bieten.“ Und so wurde jedes getragene und geflickte Kleidungsstück des armen Bob zu „Kap Horn-Preisen“ versteigert. Die Kameraden achteten darauf, daß keiner weniger als seinen Monatslohn beisteuerte. Zuletzt kam der Steuermann mit der Hand auf den Boden der Kiste. Aus einer Ecke holte er ein Bündel Papiere, in ein altes Stück Segeltuch eingewickelt und mit einem gelben Zigarrenband zusammengebunden. Der Steuermann hielt das Bündel gedankenvoll in der Hand. Er zögerte, es zu öffnen. „Öffne es!“ riefen die Leute im Cohr. „hm, well, wir wollen jedenfalls sehen, was darin ist,“ entschied der Steuermann. Als die Segeltuchhülle entfernt wurde, fiel eine Anzahl Briefe in beschmutzten und zerrissenen Umschlägen heraus. „Es kann euch Jungens weiter nichts schaden, wenn ihr ein wenig Heimatsgefühl aus diesen Briefen

erhaltet,“ sagte unser Vorgesetzter, „doch dürft ihr sie nicht behalten, sie müssen an Bobs Angehörige gesandt werden. Zunächst müßt ihr aber für das Privilegium des Lebens bieten.“

Für neun Dollars durfte Dick sich zuerst einen Brief auswählen. Er nahm einen, dessen Umschlag am besten erhalten war und ging in eine Ecke, um ihn zu lesen. Die Auktion wurde fortgesetzt und ergab eine nette Summe. Die Hälfte der Briefe war bereits versteigert, als Dick aus seiner Ecke kam und die Fortsetzung unterbrach. Er sah betrübt aus und hielt uns den Brief vor die Augen. „Jungens,“ sagte er, „dieser Brief ist von der Braut. Bob taugte nichts. Er ging nicht heim, als er in Liverpool abgeheuert wurde, er ging nicht heim von New York aus, noch von San Francisco, trotzdem er die Reise dort in einem Tage hätte machen können. Das Mädchen wartet heute noch.“

Der Steuermann, der eifrig seinen Brief gelesen hatte, unterbrach ihn hier. „Bobs Mutter ist arm und wird immer älter. Sie bittet jedoch nicht um Geld. Sie möchte nur ihren Jungen wiedersehen. Er wird nie wiederkommen, arme Mutter, armer Bob!“ — — —

Um vier Uhr hörten wir plötzlich, wie die Glocke im Vorderdeck wie wahn-sinnig angeschlagen wurde. Wir liefen schleunigst hinauf. Die Deckwache schrie und winkte mit den Armen vom Vorderkastell aus, wo sie stand und sich an die Brüstung festklammerte. Als wir näher kamen, lenkte sie unsere Aufmerksamkeit auf einen dunklen Gegenstand, der sich schlaff gegen das Steuerhäuschen lehnte. Es war Bob. Wir trugen ihn ins Vorderdeck. Der Steuermann und die Whiskyflasche erklommen, langsam kam Bob wieder zu sich. „Ich erhielt einen fürchterlichen Schlag, Jungens,“ erzählte er, „jene Welle faßte mich und der vermaledeite Strick brach. Dann rollte sie über mich nach der Seeseite — — —“

„Und ich sah dich über Bord gehen,“ unterbrach Dick. „Ich nicht. Es wird die Rolle Segeltuch gewesen sein,“ fuhr Bob fort, „ich wurde bis ans äußerste Ende des Vorderkastells gespült. Wahrscheinlich verlor ich die Besinnung, nachdem ich in ein trockenes Eckchen gekrochen war. Als ich wieder zu mir kam, wollte ich nach dem Verdeck gehen, aber es ging nicht. Ich brach am Steuerhäuschen zusammen.“

Nachdem Bob verbunden war und ein warmes Frühstück genossen hatte, war er bald wieder der alte. Die Kameraden hänselten ihn nicht wenig, als sie ihm seine Sachen wieder zurückgaben.

„Halt, Jungens,“ fiel Dick hier gebieterisch ein, „wir wollen zuerst einen Vertrag mit Bob machen. Hier ist meine Bibel. Wenn Bob hierauf schwört, daß er von San Francisco heim zu seiner Mutter und seiner Braut gehen will, darf er das Geld, das bei der Versteigerung herausgekommen ist, als Weihnachtsgeschenk behalten.“

„So soll's sein! Hierher, Bob. Schwöre, Mann, schwöre!“

„Ich will's! So wahr mir Gott helfe! Und euch allen wünsche ich eine fröhliche Weihnacht,“ schluchzte Bob, „ich will nach Hause, ich will nach Hause gehen.“

Und er hat seinen Vertrag gehalten.

Winterabend im Dorf.

Von Max Jungnickel.

Uebers verschneite Dorf geht, in heller Andacht, der Mond. Er bleibt lange am Fenster des Schmiedehauses stehen und lugt neugierig durch das Küchenfenster.

Die Uhr schlägt drinnen sieben Uhr. Der Ofen summt und bibbert und schnurrt wie ein wunderlicher workarger Zauberkerl. Ab und zu läßt er sein Auge leuchtend durch die Küchendammerung schweifen.

Der kleine Junge vom Schmied, der heute seinen ersten Geburtstag hat, soll ins Bett gehen. Die Mutter hat noch an den Ofen eine Fußbank gestellt, eine Fußbank, die sich schon seit Ewigkeiten in der Familie des Schmieds herantreibt. Sie ist zerkratzt, mit den Messern angeschnitten und mit dem Bohrer durchlöchert. Aber sie sieht trotzdem sehr dauerhaft aus. Der kleine Junge vom Schmied sitzt davor, die Beine lang unter den Füßen der Bank. — Und nun holt die Mutter ein dünnes Licht: Das erste Lebenslicht des Kindes. Sie brennt das Licht an. — Ein goldenes Verwundern geht durch die Küche: Tisch, Stuhl, Kannen, Krüge und Töpfe werden lebhaftig, bekommen einen menschlichen Schimmer. Das Kinder Gesicht wird groß vom ersten Lebenslicht angestrahlt. Der Jungekopf sieht aus, als hätte ihn Gott in die Küchendammerung hineingehaucht; so rein, so voll lieblicher Keuschheit. Das Licht zeigt seine Seele, läßt sie strahlen und zittern; immer mit verzehrender Glückseligkeit. — Jetzt ist das Licht bald im Verflackern. Und nun sagt die Mutter: „Gustav, nun blase dein Lichtchen aus.“ — Und der Junge bläst das Licht mit dicken Backen aus. —

Alles ist wieder dunkler wie vorher. Die Mutter zieht ihr Kind aus. Der Mond geht weiter wie ein neuauiger dicker Narr; immer von Fenster zu Fenster. Und hinter ihm her die ganze Schaar der Sterne.

Im Kesselraum eines Ozeandampfers.

Habt ihr das Wort Oelfeuerung schon gehört oder gelesen? Lokomotiven werden vielfach statt mit Kohle mit Petroleum geheizt — freilich noch nicht überall, weil die Umstellung viel Geld kostet. Mit den großen Schiffen ist es genau so. Oelfeuerung ist der Idealzustand, sie ist einfach, sauber, viel billiger und zuverlässiger. Welch eine furchtbar harte Arbeit ist die eines Heizers und Kohlentrimmers auf einem Ozeandampfer, wie in der Hölle. Wie es dagegen im Kesselraum eines mit Oelfeuerung betriebenen Schiffes aussieht, erfahren wir aus dem Bericht, der aus Schiffsfahrtskreisen stammt:

Auf scheinbar unendlichen Leiterfolgen klimmen wir, der Höhe eines mittleren Hauses entsprechend, bis zum Boden des Maschinenraumes hinab. Vorbei an den blühenden Pleuelstangen der beiden Hauptmaschinen — die riesigen Dampfzylinder drohen aus einigen Metern Höhe aus dem Dunkel herab — vorbei an den geheimnisvollen Öffnungen der Wellentunnels durchirren

wir einen wahren Wald von Hilfsmaschinen aller Art, bis wir den wachhabenden Ingenieur finden, dessen sachkundiger Führung wir anvertraut sind. Nun geht es durch einen knapp mannes hohen, dem „Ladeprcff“ des Besuchers gewisse Schranken auferlegenden, von einer Schotttür geheimnisvoll überbauten Durchschlupf in den Kesselraum. Hier atmen wir auf. Ein breiter, hoher Gang, von Bordwand zu Bordwand durchführend, zu dessen beiden Seiten sich die mächtigen Zylinderkessel in unerschütterlicher Ruhe aufbauen. Nach oben verirrt sich der Blick im Dickicht von Leitern, Laufftegen, Rohren, Ventilen und Manometern, verlangt doch die wechselweise Inanspruchnahme jedes Kessels für jede Maschine einen komplizierten Rohrplan mit den zahlreichen zugehörigen Absperrorganen, alles in entsprechenden Dimensionen gehalten, um dem strömenden Dampf möglichst wenig Hindernisse bis zur Maschine zu bieten. Jede Kesselstirnwand trägt zwei ovale Klappen, rund herum einige Hebel, dünne Rohre und Ventile. Wir spüren keine Hitze, sehen kein Feuer und drücken bereits unserem Führer unsere Verwunderung aus, daß jetzt, eine

halbe Stunde vor der Abfahrt, noch kein Dampf aufgemacht sei. Schon öffnet er eine kleine Klappe, und wir prallen zurück bei dem Blick in eine weißglühende, spiralförmig laufende, sich im Bauch der Feuerung verlierende Flammengarbe. Oelfeuerung! Ein einziger Griff löscht diese Riesenfackel in Sekundenspanne und ebenso rasch ist sie zur Entzündung gebracht. Nach Bedarf der Maschine kann der Zufluß des Oeles zum Brenner beliebig genau geregelt werden. Der Brennstoff wird durch eine ebenso einfache wie sinnreiche Düsenanordnung zu einem feinen Nebel zerstäubt, und eine drehende Bewegung des Ganzen befördert die innige Durchmischung mit der Verbrennungsluft, die von einem besonderen Gebläse unter hohem Druck geliefert wird.

Nicht immer sah es im Kesselraum eines Ozeandampfers so aus, wie hier bei dem modernen Schnelldampfer „Cap Norte“ der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft, auf dem wir uns befinden. Schweifend, einer Schar Zyklopen vergleichbar, mußten die Heizer zu Beginn der neuen Wache die Feuer abschlocken, mit langen Stangen die Kohlenrückstände heraufreißen, die vor dem Kessel unter ungeheurer Dampf- und Gasentwicklung „abgelöscht“ wurden. Das Aufwerten frischer Kohle, so einfach es aussieht, erfordert eine

erhebliche Geschicklichkeit, soll die Feuerschicht späterhin überall gleich dick sein, wie es für eine gute Verbrennung nötig ist, und erfordert schon unter gewöhnlichen Umständen einen ganz beträchtlichen Kraftaufwand; wieviel mehr, wenn aus irgend einem Grund die Dampferzeugung rasch gesteigert werden soll, sei es beim Sturm oder sei es, um einem in Not befindlichen Schiff zu Hilfe zu kommen. In solchen Fällen hing Sein oder Nichtsein für zahlreiche Menschenleben an der verantwortungsvollen Arbeit im Kesselraum, doppelt schwierig, weil sie unter Verhältnissen geleistet werden mußte, die die Leistung des menschlichen Körpers stark herabzusetzen geeignet waren. So kommt einer rein technischen Errungenschaft, wie es die Oelfeuerung ist, auch eine soziale Bedeutung zu, indem sie es möglich gemacht hat, daß auch das Bedienungspersonal im Kesselraum unter menschenwürdigen Verhältnissen arbeiten kann.

Malerische Stätten in Polen.



Der Josefs-Platz in Lublin.



Fumor.

Begreiflich. „Ich gratuliere zur spanischen Verlobung — wie heißt denn deine Braut?“ „Daleska heißt sie — aber ich verplappere mich meistens und sag „Daluta.““ („Fliegende Blätter.“)

Zeitgemäß. „Wie alt sind Sie den, liebes Fräulein?“ — „Sechszwanzig Jahre vorüber.“ — „Das ist wohl die Grundzahl — und der Multiplikator?“ („Fliegende Blätter.“)

Bilderrätsel.



Silberrätsel.

a, bers, belh, des, Dorf, e, e, e, eu, ge, gie, gör, hi, i, le, le, le, li, non, no, nu, nuch, ment, pi, ra, rent, ri, sa, fa, sen, sis, sor, ta, ti, tow, vel.

Aus obigen 37 Silben sind 13 Wörter zu bilden, die, von oben nach unten und von unten nach oben gelesen, einen Festwunsch ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Grundstoff, 2. ägyptische Göttin, 3. epische Dichtung, 4. deutschen Kurort, 5. griechischen Tragiker, 6. Stadt in Italien, 7. türkischen Wächter, 8. italienische Stadt, 9. Polarforscher, 10. Frauennamen, 11. Insel, 12. Klagelied, 13. Stadt in Rußland.

Auflösung des Bilderrätsels:

Das Weib ist glücklich nur an Gattenhand.